



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wagner, Rudolf: Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch in diesen wie allen sonst namentlich erwähnten Fällen jede Einzelkritik fern. Ich spreche nur ganz im allgemeinen, wie denn auch meine Belege natürlich durch andere korrigiert werden können. Aber ist es nicht auffallend, wie stark die außerordentlichen Professoren ins Hintertreffen zu geraten scheinen?

Niemand wird glauben, daß diese Kategorie heut weniger geeignete Kräfte enthalte als sonst; jeder Blick in ein akademisches Personalverzeichnis würde das widerlegen. Aber jene systematische Zweiteilung hat ihnen geschadet. Indem man die Hälfte scheinbar beförderte, tatsächlich von dem vollen Genuß der verdienten Ehren und Einnahmen, von dem vollen Umfang der erwünschten Wirksamkeit ausschloß, hat man die Aussichten auch der „etatsmäßigen“ wesentlich verschlechtert. Der Privatdozent ist ein junger Mann, der noch alle Aussichten hat, der Extraordinarius ein schon gereifter, den man zu vergessen wünscht. Er hat ja das Extraordinariat! Was will er noch? Anteil an der Universitätsverwaltung? Beteiligung an Prüfungs- und Besetzungsfragen? Nun gut, man gibt das nominell der einen Hälfte; und die andere? Wer nichts hat, dem soll auch das noch genommen werden, was er hat.

Diese Ungerechtigkeiten scheinen aber in höchstem Grade verhängnisvoll. Denn das ist in Gefahr, worauf die Blüte unserer Hochschulen beruhte: die Gleichberechtigung und Gleichbewertung aller gleich tüchtigen geistigen Arbeit!



Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft

Von Rudolf Wagner-Berlin

(Schluß.)



s sind in den Anschauungen mancher Kreise recht augenfällige Wandlungen eingetreten und über manche Hauptfragen der Kolonialpolitik gab es überhaupt kaum mehr Meinungsverschiedenheiten.

Das gilt namentlich für die Frage der Besiedlungsfähigkeit der Kolonien, die doch eigentlich der Kolonialpolitik erst einen Sinn verleiht. Wenn wir von Südwestafrika absehen, das eine ausgesprochene Siedlungskolonie ist, so ist für die Besiedlung der Kolonien in den letzten Jahren herzlich wenig geschehen; man hat jahrelang theoretisiert, hat wohl auch mit mehr oder weniger Glück und Geschick Siedlungsversuche gemacht, aber wirkliche Fortschritte sind nicht gemacht worden. Dernburg hielt bekanntlich von der Besiedlung der Kolonien nicht viel, sein Ideal waren „Negerhandelskolonien“. Diese Auffassung, die seinem verfehlten Rassenstandpunkt entsprang, war der Irrtum seines Lebens, der ihn auf die Dauer als Leiter der Kolonialverwaltung unmöglich machte. In

einem inneren Zusammenhang damit stand Dernburgs einseitige Begünstigung des Großkapitals, er wollte okkupieren, d. h. ausbeuten, was das Land gerade bot, dachte aber nicht an nationale Besiedelung und bodenständige Kolonialarbeit. Ein Schulbeweis dafür ist seine Diamantenpolitik, deren Schöpfungen jetzt nach seinem Abgang bereits abzubrockeln beginnen. Z. B. wankt seine Verordnung über die Diamantenregie. Schon hat ein ordentliches Gericht zuungunsten dieser Verordnung entschieden. Da der Gouverneur von Ostafrika dieselben Anschauungen vertritt, so war die Klärung der Frage, inwieweit Ostafrika besiedlungsfähig ist, lange Zeit gehemmt. Erst der jetzige Staatssekretär von Lindequist hat es während seiner Amtszeit als Unterstaatssekretär durchgesetzt, daß die Kolonialverwaltung ihre ablehnende Haltung teilweise aufgab. Herr von Lindequist hat selbst eine Erkundungsreise nach den in Frage kommenden Gebieten der Kolonie unternommen und konnte sich nachher der Ansicht guter Kenner der Kolonie anschließen, daß ein erheblicher Teil von Ostafrika sich für die Besiedlung durch Weiße vorzüglich eignet. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß kurz darauf eine Vorlage zum Bau der Kilimandjarobahn im Reichstag eingebracht wurde, ausdrücklich mit der Begründung, daß sie für die Besiedlung der Hochländer im Norden der Kolonie notwendig sei. Außerdem wurde am Kilimandjaro eine landwirtschaftliche Versuchstation eingerichtet, die den Ansiedlern an die Hand gehen und ihnen den Boden bereiten soll. Die Hauptredner auf dem Kolonialkongreß, der frühere Gouverneur von Ostafrika, Graf Goetzen, und Dr. Paul Rohrbach, traten energisch für die Besiedlung aller nur irgendwie dafür in Betracht kommenden Gebiete ein. Ersterer bekannte, aus einem Saulus ein Paulus geworden zu sein, und äußerte sich ganz besonders hoffnungsvoll. Rohrbach sprach mehr über praktische Siedlungspolitik und wandte sich besonders gegen die bürokratische Umständlichkeit, mit der seitens der Kolonialbehörden Siedlungslustigen das Leben schwer gemacht wird. Natürlich wurden in der Diskussion gegen die Besiedlungsideen wieder allerlei Bedenkllichkeiten vorgebracht. Man solle erst abwarten, bis die Akklimatisationsfähigkeit der weißen Rasse bewiesen sei usw. Damit drehen wir uns im Kreise. Wenn sich niemand ansiedelt, wird diese Anpassungsfähigkeit nie erwiesen. Wir werden uns vorläufig damit zufrieden geben müssen, daß nachweislich die Hochländer von Ostafrika verhältnismäßig gesund sind, ebenso gesund wie manche Teile von Südwest. Und wenn vielleicht ein Teil der Ansiedler drüben zugrunde geht, so ist das zwar bedauerlich, läßt sich aber nicht ändern, das ist eine Erscheinung, die jede Kolonisation mit sich bringt — „Kulturdünger“. Wenn die Hunderttausende von Auswanderern, die deutschen Boden verlassen haben, immer erst ängstlich nach ihrer Akklimatisationsfähigkeit gefragt hätten, so wäre manche blühende Siedlung in Brasilien, Chile, Nordamerika und andern Teilen der Erde nicht vorhanden. Und haben sich die Buren, deren Vorfahren in Holland, Frankreich usw. saßen, etwa nicht akklimatisiert? Sie sind in Afrika das lebendige Beispiel, daß es geht! Kurz und gut, beim

Kolonisieren muß man Bedenlichkeiten und Sentimentalität zu Hause lassen und Tatkraft und frischen Mut immer mitbringen.

Beachtenswert ist in neuerer Zeit die lebhafteste Beteiligung der Frau an den Arbeiten zur Verwirklichung der Besiedlung. Die koloniale Frauenbewegung hat so gar nichts mit der heimischen gemein, denn draußen will die Frau nicht mehr oder minder utopische „Rechte“, sondern sie will sich in ihrem ureigensten Beruf betätigen, in dem der Gattin und Mutter. Die Frauen sollen uns auf diesem Gebiet willkommen sein, oder vielmehr: ohne die deutsche Frau ist eine nationale Besiedlung unmöglich. Sie muß die Gefahr der Rassenmischung beseitigen, die schon manchem Kolonialvolk den Niedergang gebracht hat.

Unter Dernburg wurde um das Wohl und Wehe der Eingeborenen mit einer Leidenschaftlichkeit gestritten, als ob wir die Kolonien in erster Linie der Schwarzen wegen erworben hätten.

Welche Verwirrung die Dernburgschen Ideen über Eingeborenepolitik in den Köpfen angerichtet hat, zeigt die Tatsache, daß man, um Material für ein besonderes Eingeborenenrecht zu gewinnen, Fragebogen zur Ermittlung der Rechtsgewohnheiten der verschiedenen Stämme ausgearbeitet hat. Wurde denn, als man jene Idee ausgeheckt hat, kein Praktiker zugezogen, der den maßgebenden Stellen gesagt hätte, daß das eine unfruchtbare Danaidenarbeit wäre? Ethnographisch zweifellos sehr interessant, aber für die praktische Politik ganz unbrauchbar. Man besetze die Richterstellen draußen nur mit alten Praktikern und lasse recht ausgiebig den gesunden Menschenverstand walten, das ist, was die Eingeborenen anbelangt, die beste Kolonialrechtsreform.

Ein gutes Zeichen war es, daß diesmal auf dem Kolonialkongreß die jahrelang mit so viel Ernst abgehandelte Eingeborenenfrage diesmal so gut wie unerörtert blieb. Es stand nur ein Vortrag über die Negerseele, jenes geflügelte Wort Dernburgs, auf dem Programm. Nach dem vorwiegend vernünftigen Interesse, das alle Welt diesem Vortrag entgegenbrachte, zu schließen, hält man allgemein die Erörterung darüber nachgerade für humoristisch, zum mindesten für überflüssig.

Der Referent hat zweifellos sehr interessantes Beobachtungsmaterial beigebracht und die Frage in durchaus ansprechender Weise behandelt, aber er geht von einem falschen Standpunkt aus. Wie oben ausgeführt, ist das Kolonisieren eine Lebensfrage für große Völker. Wir müssen bei der Nutzbarmachung der Kolonien also notgedrungen in erster Linie nationalen Egoismus walten lassen. Dem Neger, soweit er sich unsrer Kultur einfügt und uns ein brauchbarer Gehilfe ist, soll es gut gehen. Er muß menschenwürdig behandelt und nach Möglichkeit sozial gehoben werden. Im Lauf der Zeit wird sich ja dann erweisen, „ob er eine Seele hat“, d. h. ob er kulturfähig in unserm Sinne ist. Jetzt lebt der Neger in primitiver Wirtschaft, er ist wohl auch faul und braucht unverhältnismäßig große Gebiete zu seiner Existenz. Wir aber

brauchen Raum, um uns ausdehnen zu können, also müssen wir nach dem Recht des Stärkern — nach Maßgabe unsrer christlichen Kultur allerdings in humaner Weise — den Neger höflich aber bestimmt einladen, sich unsern rationelleren Staats- und Wirtschaftsformen anzupassen, wenn anders er nicht untergehen will. Fügt er sich und leistet er nützliche Arbeit, so wird es ihm unter unsrer Herrschaft ja viel besser gehen als unter seinen angestammten Machthabern. Im übrigen wird sich die Zukunft des Negers nach denselben Grundsätzen regeln wie hierzulande: der fleißige und intelligente Arbeiter bringt es zu etwas, der stumpfsinnige bleibt zeitlebens Proletarier. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß letzteres beim Neger in der Hauptsache der Fall sein wird. Denn überall, wo die schwarze Rasse einmal politisch auf sich gestellt war, hat sie in kultureller Hinsicht versagt; man denke nur an Haiti und Liberia. Und unter europäischer Leitung bleibt sie, wie die Verhältnisse in Nordamerika beweisen, auch inferior, wenn man ihr die Möglichkeit freier Betätigung gibt. Jedenfalls wäre es durchaus verkehrt, wenn wir auf die unsichere Hoffnung hin, der Neger könnte vielleicht mit der Zeit eine der unsrigen gleichwertige Entwicklung nehmen, unsre Wirtschaftsmethoden künstlich auf ein langsames Tempo einstellen würden.

Dies ist mehrere Jahre lang unter dem Einfluß Dernburgs dadurch geschehen, daß man die Eingeborenenkulturen begünstigte, dagegen die Plantagenwirtschaft und die Besiedlung mit Weißen hemmte. Heute kann man glücklicherweise die Hoffnung hegen, daß die maßgebenden Kreise von dieser Verkennung unsrer eigenen Aufgaben geheilt sind. Wo Besiedlung und Plantagenwirtschaft möglich sind, da müssen sie energisch betrieben werden. Der Neger ist als selbständiger Arbeiter zu unzuverlässig, als daß wir seine Produktion als sicheren Faktor in unsre Rechnung einstellen könnten, dafür haben wir schon allzu viele Beweise. Dazu kommt noch, daß wir mit den Produkten unsrer Kolonien auf dem Weltmarkt nur durch die Qualität einen Einfluß gewinnen können. Für Qualitätsarbeit ist der Neger erfahrungsgemäß bis auf weiteres nicht brauchbar.

Vielleicht kann sich die Entwicklung so gestalten wie in den Baumwollgebieten von Nordamerika. Zunächst werden die geeigneten Gebiete auf dem Wege des Plantagen großbetriebs unter Kultur genommen und später, wenn die Neger genug gelernt und sich durch regelmäßigen Arbeitsverdienst gesteigerte Lebensbedürfnisse angeeignet haben, also notgedrungen von selbst regelmäßig arbeiten, so werden die Plantagen aufgeteilt und die seitherigen Arbeiter zu selbständigen Pächtern. Diese Entwicklung müßte den entragtesten Eingeborenensfreund befriedigen.

Wir werden in Afrika in wenig Jahren über ansehnliche Eisenbahnnetze verfügen und weitere Strecken werden gebaut werden. Jahrelang haben wir unsern mangelhaften kolonialen Unternehmungsgeist damit entschuldigt, daß das Fehlen der Verkehrswege eine planmäßige Erschließungsarbeit unmöglich mache. Diese Entschuldigung fällt jetzt weg, es gilt nun für unser Kapital, sich für rationelle Kolonialarbeit bereit zu halten.

Gerade die Frage der Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen gab zu einer der interessantesten Erörterungen auf dem Kolonialkongreß Anlaß. Der Referent, Dr. Schacht, ist Bankfachmann, und seine Darlegungen zeugten von einer ungewöhnlichen Beherrschung der Frage. Er steht auf dem Standpunkt, daß für die Finanzierung kolonialer Unternehmungen in erster Linie das Privatkapital in Betracht kommt, und ich kann ihm darin nur zustimmen. Damit ist nun natürlich nicht gemeint, daß der kleine Mann seine Spargroschen im Kolonialgeschäft riskieren soll; denn ein Risiko ist damit immerhin verbunden. Der Hauptgrund ist aber der, daß koloniale Unternehmungen eine Reihe von Jahren zu ihrer Entwicklung brauchen und jahrelang keinen Gewinn abwerfen. Das ist nichts für kleine Leute, die ihre Zinsen brauchen. Die kolonialen Unternehmungen sollen sich vielmehr an größere Privatkapitalisten wenden, an reiche Leute, die ihr Einkommen nicht aufbrauchen, sondern teilweise anlegen. Der Referent verteidigte eingehend das Großkapital gegen den Vorwurf, daß es für koloniale Unternehmungen nicht zu haben sei. Das hatte er eigentlich gar nicht nötig. Für den denkenden Menschen genügt der Hinweis, daß die Großbanken pflichtgemäß für ihre Beteiligungen eine sicherere rechnerische Grundlage verlangen müssen, als landwirtschaftliche Unternehmungen in den Kolonien — denn um solche handelt es sich doch vorwiegend — gemeinhin zu bieten pflegen. Wo soll eine Großbank hinkommen, wenn sie Millionen in Plantagenunternehmungen auf Jahre hinaus sozusagen unproduktiv festlegt? Zudem sind solche Unternehmungen mit meist nur einhalb bis zwei Millionen Kapital zu kleine Objekte für eine Großbank. Nein, das Großkapital hat größere Aufgaben, es soll sich nicht mit kleinen Beteiligungen verzetteln, sondern im Ausland große Unternehmungen, wie z. B. die Bagdadbahn u. dgl., finanzieren, damit nützt es der deutschen Nationalwirtschaft mehr. Wenn aber Dr. Schacht versucht, das Großkapital von dem an sich unberechtigten Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Kolonien zu reinigen, indem er auf die Finanzierung von Kolonialbahnen, Diamantenunternehmungen, großen Landgesellschaften u. dgl. hinweist, so ist dies cum grano salis zu nehmen. Das ist keine Beteiligung der in Rede stehenden Art, denn ihnen steht, wie bei den Kolonialbahnen, eine Zinsgarantie seitens des Reichs, bei den Diamanten eine bombensichere unverhältnismäßige Gewinnchance, und bei den Landgesellschaften ein riesiger Landbesitz gegenüber. Bei all diesen Beteiligungen, die Dr. Schacht im Auge hat, liegt ein wirkliches Risiko gar nicht vor.

Wenn nun aber die Finanzierung der Kolonialwirtschaft in der Hauptsache dem Privatkapital vorbehalten werden soll, das nicht in dem Maße wie das Großkapital eine wirksame Kontrolle über den Betrieb und die Geschäftsgebarung ausüben vermag, so muß auch nach Möglichkeit dafür gesorgt werden, daß der koloniale Kapitalmarkt in reellen Bahnen sich bewegt. Dr. Schacht macht in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerte Vorschläge, die sich teils auf die Unternehmungsform für koloniale Unternehmungen beziehen, teils auf die Kontrolle

des Gründungsvorgangs und des Marktes in Kolonialwerten. Da auf allen diesen Gebieten offensichtliche Mißstände vorliegen, so kann man im großen und ganzen in den Ruf Dr. Schachts nach staatlicher Regelung nur einstimmen. Es wäre namentlich ganz gut, wenn ein Kontrollorgan geschaffen würde, das die Gründungsvorgänge prüft und namentlich die Veröffentlichung von schwindelhaften Prospekten und Rentabilitätsberechnungen unterbindet. Wie gewissenlos in dieser Beziehung vielfach vorgegangen wird, dürfte ein Fall zeigen, der mir selbst vor einiger Zeit passiert ist. Kommt da eines Tages ein Gründer zu mir und will von mir ein paar Bilder zur Illustrierung seines Prospektes leihen. Es sollten Ansichten von schönen Baumwoll- und Sisalpflanzungen sein. Offenbar waren seine eigenen Pflanzungen, auf die sich eine glänzende „Rentabilitätsberechnung“ gründete, so wenig vorführbar, daß er den Lesern seines Prospektes mit Ansichten fremder Pflanzungen Sand in die Augen streuen wollte. Ich ließ den Mann natürlich abfallen. Ich hatte das Rechte getroffen, denn die betr. Gründung hat in letzter Zeit sehr unrühmlich von sich reden gemacht und wird hoffentlich nicht zustande kommen.

Leider wird dem Unfug der kolonialen Gründungsprospekte von einer Seite Vorschub geleistet, von der man eigentlich größere Gewissenhaftigkeit erwarten sollte. Es ist gang und gäbe geworden, daß die Prospekte von allerlei angesehenen Leuten mitunterzeichnet werden, die gar nicht daran denken, sich selbst zu beteiligen und meist gar nicht genügend geschäftliche Erfahrung und Sachkenntnis besitzen, um die Realität des Unternehmens beurteilen zu können. Da man vielfach noch mit der „patriotischen Bedeutung“ des Unternehmens manipuliert, so halten es viele Leute für Ehrensache, solchen Gründern ein paar tausend Mark in den Rücken zu werfen. Das ist ganz falsch. Es dient der vaterländischen Sache gar nicht, wenn gewissenlosen Gründern das Geldmachen leicht gemacht wird, im Gegenteil, reelle Unternehmungen, die solide und weniger glänzende Rentabilitätsberechnungen aufmachen, finden hier kein Geld und sind dann, wie das in letzter Zeit wiederholt vorgekommen ist, gezwungen, sich an das ausländische Kapital zu wenden.

Das koloniale Gründungs Wesen in der heutigen dilettantischen und unreellen Form ist ein Krebschaden für unsre Kolonialwirtschaft und muß je eher desto besser reformiert werden. Wir werden auf diese für die Kolonien so wichtige Frage demnächst noch näher eingehen.

An sich bieten unsre Kolonien gewiß genug Raum für solide und aussichtsreiche Unternehmungen. Wenn wir auch draußen in mancher Hinsicht im Versuchsstadium stecken, so ist doch auf allen Gebieten ein Fortschritt zu beobachten. Es ist hier natürlich nicht möglich, auf alle Zweige der Kolonialwirtschaft näher einzugehen. Es genügt die Feststellung, daß auch in den rein fachmännischen Sitzungen des Kolonialkongresses mit einer selbstverständlichen Sicherheit verhandelt wurde, die erkennen ließ, daß der Praktiker mit Vertrauen bei seiner Arbeit ist. Die positiven Tatsachen, die der Vorsitzende der Hamburger Handels-

kammer, Schinkel, und der volkswirtschaftliche Referent der Kolonialverwaltung, Regierungsrat Zoepfl, anführten, gaben diesem Eindruck den nötigen Hintergrund. Zum Beispiel spricht die Tatsache, daß sich die Ausfuhr der Kolonien von 1904 bis 1908 verdoppelt und daß der früher minimale Anteil des Mutterlandes am Kolonialhandel in das Gegenteil sich verwandelt hat und stetig weiter verwandelt, mehr als lange statistische Auseinandersetzungen. Die demnächst zu erwartenden amtlichen Jahresberichte über die Entwicklung der Schutzgebiete werden ja Gelegenheit geben, die erfreulichen Fortschritte der Kolonien zahlenmäßig nachzuweisen.

Vom dritten Kolonialkongreß läßt sich wirklich mit Fug und Recht sagen: „Er hat den Nachweis erbracht, welche Summe ideeller Volkskräfte hinter der Kolonialbewegung steht und wie sie getragen ist von einer starken geistigen Macht in unserm Volke, wie alle Berufe, wie Kirche, Schule und Mission, wie Wissenschaft, Handel und Industrie gleichmäßig warm für sie eintreten.“



Philipp Otto Runge und die Romantiker

Von Josef Budde-Berlin



eit vor zwanzig Jahren der Name des Malers Runge als Vorkämpfer der Pleinairkunst verkündet wurde, ist er in Fachkreisen umstritten gewesen, bis die Jahrhundertausstellung 1906 sein Werk aus dem Heim der Hamburger Kunsthalle vor die große Öffentlichkeit brachte. Damals wurde durch zahlreiche Reproduktionen und orientierende Darstellungen in Zeitschriften auch weiteren Kreisen des kunstliebenden Publikums Runge bekannt. In seinem Zeichen steht die schöne Frucht, die aus der Jahrhundertausstellung im „Stillen Garten“ (Düsseldorf, Langewiesche) gesammelt wurde. Ist nun auch mit der allgemeinen Würdigung die mit seinem Namen anfänglich verbundene Sensation geschwunden, der Mensch und Maler ist uns um so lieber geworden.

Ungefähr gleichzeitig sind im vorigen Jahre drei Bücher erschienen, die Runge zu ihrem Thema machen. Das schönste und lebenswürdigste darunter ist das von Andreas Hubert, der sich früher schon um den geistesverwandten Kaspar David Friedrich verdient gemacht hat. In der schlicht schönen Ausstattung des Verlages Paul Cassirer (Berlin) bietet das Buch in edler Form eine tiefgreifende, innig verstehende Darstellung von dem romantischen Schaffen des Künstlers, und dazu eine Reihe würdiger Reproduktionen seiner Werke. Zu wünschen bleibt freilich noch immer eine vollständige Sammlung seiner Arbeiten und Studien; die Fülle des Fertigen und des Erstrebten, das jetzt

zerstreut nur zu finden ist und zum Teil noch in den Hamburger Mappen ruht, wird von dem unermüdlchen Fleiß zeugen, womit der Künstler seinem hochgesteckten Ziele auch in den ungünstigen Jahren scheinbarer Unfruchtbarkeit zustrebte.

Doch nicht dem Maler Runge sollen diese Seiten gelten, sie möchten zu seinem Gedächtnis hineinführen in den Kreis der Menschen, in dem jener stand, nicht einmal ein volles Jahrhundert hindurch und doch festgewurzelt, mit manchen der Besten seiner Zeit innig verbunden.

Seine Begegnung mit Ludwig Tieck wurde für Runges Leben und Kunst ausschlaggebend. Aus klassizistischer Schule kommend, führte sein Weg zunächst wie selbstredend zu Goethe hin, als er 1801 von Kopenhagen an die Dresdener Akademie übersiedelte, und er machte sich alsbald an die Weimarer Preisaufgaben. Als ihm die Ablehnung aber die Augen öffnete und er klar den Gegensatz seines Wesens zu jener Richtung erkannte, hatte er bereits den Anschluß an die junge Generation gefunden.

Die neue Schule war ihm längst nicht mehr unbekannt; vom Sternbald war er schon kurz nach dessen Erscheinen „im Innersten ergriffen“, und so hat er Ende 1801 in Dresden gern eine Gelegenheit ergriffen, mit dessen Verfasser in persönliche Berührung zu kommen. Er gewann in dem drei Jahre älteren Dichter einen Freund; vor Runges frohem Kinderbild „Triumph des Amor“ hatte Tieck empfunden, daß es zu „Träumen“ anregte, daß hier ein Künstler schaffe in seinem Sinne. Tieck war in dem schnell geschlossenen Bunde der Lebende. Wie weit er dabei auch selber gewonnen, läßt sich nicht so leicht überschauen. Er lebte damals vereinsamt: Wackenroder und Novalis waren tot, von den Schlegels war er nicht nur räumlich getrennt; der Verlust seiner beiden Eltern kam bald schmerzvoll hinzu. Am nächsten stand Tieck damals der Naturforscher und -philosoph Henrich Steffens. Durch diesen und mehr noch durch Tieck selber wurde der empfängliche Maler in die mystischen Gedankengänge romantischer Naturphilosophie geführt, in die Gemeinde Jakob Böhmes, des Propheten der „Morgenröte“. Hungrig nimmt der Schüler die Lehren auf. Sie vollenden seine Anschauungen von Religion und Kunst.

Es war die Zeit, wo Tiecks poetischer Schaffenstrieb im Erlahmen war, wo er nur langsam seinen Oktavian förderte, seinen symbolischen Sang von Rose und Lilie. „Deine Bekanntschaft hebt ein neues Blatt in meinem Leben an. . . . Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie du. Jedes Wort von dir versteh' ich ganz. . . . Nichts Menschliches ist dir fremd. . . . du nimmst an allem teil. . . . und breitest dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen.“ So hatte einst Novalis feinfühlig für Tiecks Wesen und Wirkung auf ihn geschrieben, bald nachdem er Tiecks Freund geworden. Auf denselben Ton sind Runges Äußerungen gestimmt; dazu kommt, daß sich beide begegneten in der Liebe, in dem Sinn für die Blumen. Von nun an wird Runge der Maler der Blumen, der besetzten

Kinder der Landschaft. Rose und Lilie werden die stets variierten Symbole auf seinen Bildern.

Das erste Werk, das diese Sinnbilder enthält, ist der Rahmen zur „Lehrstunde der Nachtigall“. Es entstand in dieser Zeit. Sollte nicht auch eben die Idee, den Rahmen ins Gemälde einzubeziehen, eine Frucht der Berührung mit dem Romantiker sein? Hatte doch auch Tieck dies Einrahmen, Einschachteln, dies „Potenzieren der Idee“ — romantisch gesprochen — als Kunstmittel angewandt in seinen Märchendramen! Daß das nun anhebende Leitmotiv der Rungeschen Bilder, die Verbindung der Kindergestalten mit Blumen, insbesondere die Blumenkinder, Genien aus den Blumenkelchen hervorzuwachsend, Tieckschen Ursprungs ist, läßt sich nachweisen. Die Stimmung, aus der diese Symbolik erwächst, ist jenes Sich-eins-Fühlen mit der Natur, das sich mit leichten Fäden bis auf Goethes Werther zurückverfolgen läßt. Aus ihr heraus ist es zu verstehen, daß Runge mit Tieck die Landschaft als ideales Ziel der Malerei erstrebte.

Als ein neues Glück ging zu diesem Freundschafts- und Blumenfrühling im Herzen des jungen Malers noch der Frühling der Liebe auf! Es wird für ihn eine Zeit, reich an inneren Erlebnissen, an Liebeschmerz und -freud, reich an künstlerischer Anregung. Die schönste Frucht der Zeit wird die Blumenfsonie der „Tageszeiten“, sein Lebenswerk, dessen Wandlung und Ausgestaltung von nun an ihn innerlich ganz in Anspruch nimmt, wozu alles andere nur Übung und Vorbereitung wird. Diese Blätter waren für Runges Zeitgenossen und Freunde das bedeutendste Dokument seines Schaffens, ein Glaubensbekenntnis der Romantik überhaupt, unerschöpflich in seinem Inhalt. In ihnen erblickte Tieck, was er als höchste Kunst stets in sich gefühlt zu haben meinte. Sie regten Görres zu einer dithyrambischen Paraphrasierung ihrer „Hieroglyphen“ an. — Auch Goethes Beifall fand Runge damit, freilich weniger wohl um des romantischen Inhalts, als um des dekorativen Wertes dieser „Arabesken“ willen; immerhin, die Berührung mit Goethe war wiedergefunden, und von nun an blieben beide in steter Verbindung, namentlich seit Runge bald darauf begann, sich auf dem Gebiete der Farbenlehre praktisch zu betätigen. Die Zeugnisse dieses Verkehrs sind zum Teil bekannt.

Als Goethe sich für die Tageszeiten bei Runge bedankte, fügte er die Bitte um „ausgeschnittene Blumen und Kränze“ bei. Es war eine früh, schon als Kind von Runge aus freier Hand mit der Schere geübte und zu virtuoser Fertigkeit ausgebildete Kunst, Blumenfilhouetten aus Papier zu schneiden. Was sich von Werken dieser Kunst erhalten hat, beweist eine ganz erstaunliche Gewandtheit und minutiöse Sicherheit, mehr aber noch zeugt es von inniger Versenkung in den Bau und das Leben der geliebten Blumen, von jener Kenntnis, die nötig war zu den Wundern ungezwungener Stilisierung in den Tageszeiten. Wir verstehen, wie Runge das Vertrauen haben konnte, durch Zimmerdekorationen in dieser Technik sein Brot zu erwerben. Freilich als

Mittel zum Zweck! Hoffte er doch dadurch Gönner zu gewinnen und mit deren Hilfe seine Träume von monumentaler Ausführung seiner Tageszeiten in einem eigens dazu errichteten Bauwerk verwirklichen zu können, Dichtung und Musik sollten das Ganze verklären helfen: der Gedanke an ein Gesamtkunstwerk tritt hier zum erstenmal auf! — Schon früher einmal ist versucht worden, den bildenden Wert dieser feinen Silhouettentechnik Runges im Dienst des Kindes nutzbar zu machen, und in diesem Sinne bildeten einige Proben davon unlängst eine künstlerische Anregung auf der Ausstellung „Spielzeug aus eigener Hand.“

„Wollte man die Duellen einer rationellen Schmuckkunst in neuerer Zeit bei uns suchen, so könnte man bei unserem Runge anfangen (Meier-Graefe).“ Er betätigte dieses Verständnis noch auf mannigfache andre Weise. Tieck, der ihm selber zu einer dichterischen Erklärung der Tageszeiten helfen sollte, gab Runge einige zierliche Bignetten als Buchschmuck für die Minnelieder. Ein Ersuchen A. W. Schlegels um ähnlichen Schmuck für seine Sonette lehnte Runge ab, wohl da er den weiten Abstand seiner Wesensart von der Schlegels fühlte. Für die Haimonskinder und Stollbergs Dffian zeichnete er einige Blätter — leider wurde diese Illustrationsarbeit nicht vollendet. Später hat er dann eine hübsche Anzahl Umschläge und Titel für Kalender geliefert. Der feinste darunter ist der zum Theateralmanach für 1809. Man möchte wünschen, ihn einmal wieder verwenden zu sehen. Clemens Brentano gab dies Kunstwerk Anlaß, in Korrespondenz mit Runge zu treten. Die Briefe Clemens sind ein köstlicher Schatz in ihrer kindlichen Offenheit und Vertraulichkeit: er fühlte sich der Kindesseele dieses Malers verwandt — unendlich schade, daß der Plan Brentanos nicht zur Ausführung gelangte, Runge zu seiner symbolischen Rosendichtung, den „Romanzen vom Rosenkranz“ Schmuck und biblische Erläuterung schaffen zu lassen in Form von Handleisten. Es hätte eine glückliche gegenseitige Ergänzung im Sinne modernster Buchschmuckkunst werden können! Sagte doch Brentano von sich: „Könnte ich zeichnen, ich würde dies Lied nie gebichtet haben“, während Runge denen, die nach Erklärung seiner Tageszeiten fragten, lächelnd erklärte: „Hätte ich das sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig gehabt, es zu malen!“ Clemens Brentano hatte bereits die Absicht geäußert, Runge zu genauerer Besprechung zu besuchen, als das Geschick den Maler vorzeitig aus dem Leben rief. Daß Brentanos Rosenkranz-Dichtung nicht vollendet ist, mag zumeist in dieser Vereitelung seines Lieblingswunsches begründet sein. Der Dichter ist dem Geiste Runges treu geblieben; zahlreiche Zeichnungen von seiner Hand stehen sichtlich unter dem Einfluß des Verstorbenen, und auch in die Dichtungen Brentanos fand, nicht eben zu ihrem Vorteil, die oft doch gar willkürliche Blumensymbolik Runges Eingang.

Der praktische Sinn des Malers, der von Rist ausdrücklich gerühmt wird, ließ ihn seine Kunst auch auf anderen Gebieten in den Dienst des Lebens stellen. Er zeichnete Modenblätter, Stickereivorlagen und gar Spielkarten. „Ich habe nie etwas Phantastischeres, Geistreicheres gesehen, als den weisen, be-

geisterten, romantisch königlichen Ausdruck dieser Königsköpfe, die bizarre, galante, reizende Koketterie der Damenbilder und die abenteuerliche, feste, treue und glücksritterliche Haltung der Buben," berichtet Brentano. Ein naiv-patriotischer Einfall in der Zeit napoleonischer Unterdrückung war's dabei, wenn Runge dem Piquebuben die Züge des Freiheitshelden Schill lieh!

Noch einer romantischen Betätigung Runges ist zu gedenken nötig. Angeregt vom „Wunderhorn“ hat er als erster die Aufzeichnung von Volksmärchen unternommen: die Märchen „Vom Machandelboom“ und „Vom Fischer und seiner Frau“ sind in seiner Fassung bekannt geworden. Übereinstimmend wird ihre Wiedergabe von Brentano und den Brüdern Grimm, die doch so verschieden dachten über die Behandlung volkstümlicher Dichtung, als vortrefflich erklärt. Jakob Grimm will eines sogar als klassisches Muster einem Programm voranstellen für diejenigen, die sich am „Altdeutschen Sammler“ beteiligen wollen. Von Steffens und Rist wird berichtet, daß Runges „in ihrer großen Rindlichkeit geistreiche Art, zu erzählen . . . im plattdeutschen Märchen unwiderstehlich“ gewesen. In einem Briefe an den Verleger der Einsiedlerzeitung, die den „Machandelboom“ drucken wollte, spricht Runge mit feinstem Verständnis von der Zurückhaltung, die volkstümlicher Überlieferung gegenüber geboten sei, von dem Reiz, den aber der plattdeutsche Dialekt seinem Märchen gebe; er erklärt: „Vorzüglich wäre nicht zu vergessen, daß die Sachen nicht gelesen, sondern erzählt werden sollten.“ Eine richtige Erkenntnis! Neuerdings erst ist sie wieder voll aufgegangen und in die Tat umgesetzt durch die künstlerische Behandlung der Märchenerzählung, den Stil, den Annj Brands mit vollendeter Sprachkunst dafür geschaffen hat.

Als der Dichter-Maler vor nun hundert Jahren, kaum dreiunddreißig-jährig in der Blüte dahingegangen war, klang von allen Seiten tiefstes, aufrichtiges Bedauern um ihn. — Weitreichende Fortwirkung in seiner eigentlichen Kunst als Maler war ihm, der einmal großartig von der Organisation einer Schule geträumt, nicht beschieden; seine Werke blieben wenig bekannt. Von den Tageszeiten abgesehen, deren formales Vorbild in der romantischen Malerei fortgelebt hat. Nur ein kleiner Kreis Hamburger Künstler knüpfte auch im Malerisch-Technischen an Runge an. Von Zeit zu Zeit erschienen in den ersten Jahrzehnten nach Runges Tode Bilder von ihm auf den Ausstellungen in seiner Heimat. Dann wurde die Öffentlichkeit einmal wieder an den zu früh Vollendeten erinnert. Sein treuer Bruder suchte 1840 das Andenken Runges zu erneuern durch die Herausgabe der Schriften. Unter den Subskribenten finden wir die Namen aller, die aus der romantischen Zeit noch übrig geblieben. Den alten Freunden Tieck und Steffens waren die beiden Bände gewidmet. Freundlich redeten die nach und nach erscheinenden Lebenserinnerungen derer, die einst ihm nahe gestanden, von ihm: Goethe, Berthes, Steffens, Tieck, Rist u. a. In einer heimatlichen Zeitschrift erschien 1860 ein biographischer Aufsatz, dann fiel Philipp Otto Runge der Vergessenheit anheim, — um desto strahlender aufzuleben.